

„Wenn wir sie nicht hätten, brauchten wir einen Direktor“

Erika Johannsen – porträtiert von Prof. Dr. sc. Gottfried Uhlig

Es war ein reiner Zufall, daß wir unsere Tätigkeit an der Leipziger Universität gleichzeitig begannen. Erika Johannsen arbeitete seit dem 1. August 1952 als Reinigungskraft im Gebäude Scharnhorststraße 20, das damals zur Pädagogischen Fakultät gehörte, und ich trat an diesem Tag meinen Dienst als wissenschaftlicher Assistent an, nur wenige Straßen weiter in der Gustav-Freytag-Straße 42, dem traditionsreichen Hauptgebäude dieser Fakultät. Kaum vier Wochen später lernten wir uns persönlich kennen. Die Sekretärin unserer Abteilung Geschichte der Erziehung fiel plötzlich aus, und die „neue“ Reinigungsfrau sprang als Aushilfe ein. Das war noch kein Zufall. Erika Johannsen, damals immerhin schon 42 Jahre alt, hatte ihr Berufsleben als Kontoristin begonnen. Aber das war vor 1939 gewesen. Dann kam der Krieg. Erika Johannsen heiratete, ihr Sohn Klaus wurde geboren, der Mann kehrte nicht aus dem Krieg zurück...

ruhig und zuverlässig sie alle Arbeiten erledigte. Eine allerdings erkannte mit sicherem Blick, was für ein Mensch hier unsehbar unter uns aufgetaucht war: Genossin Johanna Doser, damals die vereierte Verwaltungsleiterin der Pädagogischen Fakultät, holte Erika Johannsen ab 16. Oktober 1952 als Stenotypistin in das Dekanat. Irgendwann im Jahre 1953 hörte ich einmal etwas erstaunt und ungläubig zu, als mir Johanna Doser resolut erklärte: „Das wird einmal meine Nachfolgerin.“

Und in der Tat übernahm Erika Johannsen ohne viel Aufhebens eine Aufgabe nach der anderen, so daß es uns allen im September 1953, als die Pädagogische Fakultät in das Institut für Pädagogik umgewandelt wurde und Johanna Doser das kleiner gewordene Wirkungsfeld verließ, schon recht selbstverständlich erschien, daß Erika Johannsen die Funktion der Sekretärin des Institutsdirektors übernahm.

Auch in diesem Falle wuchs Erika Johannsen mit der neuen Aufgabe und den Jahren ihrer Tätigkeit. Als 1969 die Sektion Pädagogik/Psychologie gebildet wurde – ein Jahr, bevor Erika Johannsen das Rentenalter erreichte –, gab es keine andere Kandidatin als sie für die Funktion der Sekretärin des Sektionsdirektors. 1975, als diese Sektion geteilt wurde, hielt sie den Pädagogen die Trause und blieb Sekretärin des Direktors.

Ohne Schwanken an der Seite der Genossen

Vielfach wurde sie seit 1955 ausgezeichnet, mit Prämien, Urkunden,

Auslandsreisen, zweimal mit der „Medaille für ausgezeichnete Leistungen“, mit dem Titel „Aktivist der sozialistischen Arbeit“. Aber das vermittelt nur eine schwache Vorstellung von der Leistung, die Erika Johannsen vollbracht hat und täglich neu vollbringt. Nur wer weiß, welches Arbeitspensum die Sekretärin eines Sektions- oder Institutsdirektors tagtäglich zu bewältigen hat, der kann ermessen, was es heißt, diese Funktion seit 23 Jahren auszufüllen. Die Leitungstätigkeit eines Sektions- oder Institutsdirektors ist in hohem Maße auf das Verantwortungsbewußtsein und die Umsicht seiner Sekretärin angewiesen. Sie hat großen Einfluß darauf, ob die Arbeit im jeweiligen Kollektiv „läuft“. Für Erika Johannsen gilt das in besonderem Maße.

Zweimal hatte ich die Gelegenheit, besonders eng mit ihr zusammenzuarbeiten: 1963 bis 67 als Institutsdirektor und seit 1976 als Sektionsdirektor. Stets war und ist sie mir wie allen meinen Amtsvorgängern, Gedächtnis, mahndendes Gewissen, helfende Hand und oft auch kluger Ratgeber. Vier Dinge sind es, die ich neben ihrer Bescheidenheit besonders schätze und die ihre Persönlichkeit bestimmen: Ihre Energie, ihre Zuverlässigkeit, ihre Einsatzbereitschaft und ihre politische Reife. Viele der Jahre ihrer Tätigkeit an der Karl-Marx-Universität waren Zeiten harter Klassenkämpfe und bewegten politischen Geschehens. Immer stand Erika Johannsen ohne Schwanken an der Seite der Genossen, und noch heute erlaßt sie die politische Bedeutung von Leitungsentscheidungen mitunter schneller und klarer als mancher Genosse Wissenschaftler.



Untätig sein ist für sie nicht vorstellbar

Eine Unpünktlichkeit Erika Johannsens wäre geradezu sensationell, und ihre Arbeitsethik nutzt sie vorbildlich. In der mehr als zweieinhalb Jahrzehnten ihrer Tätigkeit an der Universität war sie selten krank – und „kränkmachen“ gibt es bei ihr nicht. Dafür gehört sie zu jenen Mitarbeitern, die man ab und zu mit Nachdruck nach Hause schicken muß, weil sie nichts unerledigt lassen möchte. Mit der Zeit wurde ihr Haar grau, aber an ihrer Arbeitshaltung hat sich nichts geändert. Manchmal werde ich den Verdacht nicht los, daß ihr das alles durchaus nicht so leicht fällt, wie es scheinen möchte, aber sie läßt sich das nicht merken.

Auch wenn sie die Familie ihres Sohnes besucht, der seit langem als Offizier unserer NVA seinen Dienst tut, scheint sie mehr ihre beiden Enkel und den Haushalt zu betreten als Urlaub zu machen. Man kann sie sich einfach nicht untätig vorstellen, und den Gedanken an eine Nachfolgerin in der Sektion weist sie von sich. Natürlich hat eine solche erstaunliche Frau nicht immer nur Freunde. Gegen Unpünktlichkeit, Vergesslichkeit, Termindüberschreitungen, Bequemlichkeit und Eigenmächtigkeit

ten kann sie sehr unduldsam sein. Doch das wird respektiert, weil sie, die in wenigen Tagen ihren 69. Geburtstag feiert, sich selbst dergleichen nie erlaubt.

Nichts wäre jedoch falscher, als wenn man sich Erika Johannsen als eine verbissen arbeitende oder gar hektisch aufgeregte Sekretärin vorstellen wollte. Sie lacht gern und macht jeden Spaß bereitwillig mit. Es muß ziemlich dick kommen, wenn es ihr die gute Laune verderben soll. Auch das gehört, so scheint mir, ganz wesentlich zu einer guten Sekretärin.

Nicht schlechthin übt sie Funktionen aus

Das Bild, das hier von Erika Johannsen zu zeichnen ist, wäre unvollständig, wollte man eine sehr wichtige Tatsache unerwähnt lassen. Seit 1954 – das ist kein Schreibfehler – gehört sie der Gewerkschaftsleitung unseres Instituts und später unserer Sektion an. Niemand hat gezögert – sie selbst am wenigsten – an wievielen Sitzungen sie in all den Jahren teilgenommen hat und wieviele Stunden Freizeit sie opferte, um für ihre Kollegen tätig zu sein. Kaum ein anderes Mitglied

der Sektion kennt die Sorgen und Nöte der Mitarbeiter so genau wie sie, kaum ein anderer hat so viel geholfen, oft unauffällig und ohne daß der Betroffene davon erfährt. Man muß miterlebt haben, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren die Weihnachtsfeiern für die Kinder der Institutsangehörigen alljährlich vorbereitete, um ganz zu verstehen, daß es ihr bei ihrer Tätigkeit in der Gewerkschaft nicht schlechthin um die Ausübung einer Funktion geht.

Das ist auch der Grund, weshalb ihre Kollegen ihr seit Jahrzehnten immer wieder das Vertrauen aussprechen. Übrigens würde es sich lohnen, einmal zu prüfen, ob an der Karl-Marx-Universität noch Kollegen arbeiten, die längere Zeit als Erika Johannsen als Gewerkschaftsfunktionär ununterbrochen tätig sind.

Irgendwann zu Beginn der sechziger Jahre prägte jemand das Scherzwort: „Wenn wir Erika Johannsen nicht hätten, würden wir einen Direktor brauchen.“

Zu ihrem Arger wird es seitdem immer wieder zitiert. Es liegt eine Portion Kritik am Direktor in diesem Satz, aber eine ganze Menge Lob für Erika Johannsen.

„Das wird einmal meine Nachfolgerin!“

Als Erika Johannsen neu beginnen wollte, glaubte sie der Büroarbeit nicht mehr recht gewachsen zu sein, deshalb der Anfang als Reinigungskraft. So wurde gleich am Anfang ihrer Tätigkeit an unserer Universität einer ihrer hervorsteckenden Charakterzüge sichtbar – ihre Bescheidenheit, die sie mitunter ihre Fähigkeiten ein wenig unterschätzen läßt.

Weil wir damals Erika Johannsen noch nicht näher kannten, waren wir überrascht, wie schnell sie sich als Schreibkraft einarbeitete, wie



Was meinst du, ist wichtig, um eine gute Ärztin zu werden? Heidrun Rudolph, Medizinstudentin im zweiten Studienjahr, hatte nicht gleich eine fertige Antwort parat. Und das ist gut so. Wir begannen gemeinsam zu überlegen. Schwer war es nicht, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Aufgeschlossen und bereitwillig antwortete sie auf meine Fragen. Schweifen wir etwas vom Thema ab, steckte mich ihre Fröhlichkeit an. „Um Ärztin zu werden, muß man sehr fleißig sein!“ Sie nickte nur dazu. Ihr Abitur hatte Heidrun vor drei Jahren an der EOS „Karl Marx“ hier in Leipzig mit „Auszeichnung“ bestanden. Ein günstiger Start, sich um ein Studium zu bewerben. Auch ihre jetzigen Leistungen sind gut. „Man muß sehr viel lernen, auch auswendig, das gehört nun einmal zu unserem Studium.“ Bis Mitternacht über den Büchern zu sitzen, ist oft notwendig dabei.

Weit wichtiger als der Fleiß erscheint mir jedoch ihre Zielstrebigkeit. Schon von der fünften Klasse an wollte Heidrun Ärztin werden. Nun gut, wird da mancher einwenden, aber in dem Alter, wer wollte da nicht Arzt, Kapitän, Lehrer oder Lokomotivführer werden! Das waren doch nun mal diese „Traumberufe“. Heidrun hat aber bewiesen, daß sie es ernst meinte. Ihre Eltern haben ihr jedenfalls nie „reingeredet“. „Du mußt selbst wissen, was du willst, Mädchen“, sagten sie vertrauensvoll zu ihrer Tochter. So arbeitete sie in den Ferien schon als Schülerin der II. Klasse in der Kinderklinik. Sie wollte damals unbedingt wissen, ob ihr Interesse nach diesen Wochen in der Leipziger Oststraße noch weiter besteht, ob die Vorstellungen von den Anforderungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen, ob sie es überhaupt verkraftet, täglich Kranken Mut zu machen, Kinder zu umsorgen. – Heidrun arbeitete auch im folgenden Jahr wieder dort. „Eine Kinderstation, das ist eine ganz besondere Aufgabe. Die Kinder sind trotz Krankheit so lebhaft und fröhlich. Sie finden sich nicht mit ihrem Leiden ab. Und das ist wichtig, um schnell wieder gesund zu werden.“

Ihre erste Bewährungsprobe für den zukünftigen Beruf hatte Heidrun also bestanden – und bewarb sich nun für das Studium. Nach dem

Warum Heidi eine gute Ärztin werden kann

Abitur absolvierte sie ein Krankenpflegepraktikum. Auf einem Dorf arbeitete sie in einer Zweigstelle der Kinderklinik in der Inneren Abteilung ein halbes Jahr lang außerhalb Leipzigs. Danach folgte in der Zweigstelle der Klinik für Kinderchirurgie Theresienstraße das weitere Praktikum. Was sie in dieser Zeit lernte, waren nicht nur praktische medizinische Handgriffe. „Hier mußte ich mein Ideal von diesem Beruf korrigieren, es nahm konkrete Formen an“, meinte sie. Die Ärzte und vor allem Schwestern hatten noch nicht so richtig Vertrauen zu den „Anfängern“. Um jeden kleinen Schritt mußten sie damals kämpfen, man wollte sie z. B. nicht mit in den Operationsaal nehmen. Aber wie sollte sie so lernen? Schließlich suchten sie Unterstützung bei den jungen Ärzten und führten mit dem leitenden Arzt eine Aussprache. Von nun an ging es besser. „Während der Operationen bekamen wir viel erklärt.“ Das half

uns sehr, vor allem aber erst einmal, sich zu überwinden, hinzusetzen.“

„Das ist ganz wichtig für unseren Beruf“, meint Heidrun. Schwer war für sie wie für viele andere auch der Anfang in Anatomie. Aber sie überwand sich, versuchte nur daran zu denken, daß sie dabei lernen muß. „Man vergißt, wenn man sich zwingt, das Interessante bei den Sezierungsbildern zu sehen.“

Überwinden heißt aber für Heidrun keinesfalls Abstumpfen. Denn das Wichtigste für sie ist, daß ihr Beruf ihr niemals zur Gewohnheit wird. Gerade als sie in der Kinderklinik gearbeitet hatte, wurde ihr das deutlich. Heidrun kann verstehen, daß Ärzte, die schon jahrelang im Dienst sind, auch mit einer gewissen Routine arbeiten müssen. Aber sie weiß auch, daß es wichtig und notwendig ist, wenn man jedesmal aufs neue versucht, sich in den Patienten hineinzuversetzen.



Heidrun Rudolph wurde mit der Kamera beobachtet von Lutz Wabnitz.

Was jedoch bei Heidrun trotz ihrer Feinfrühigkeit keineswegs zu kurz kommt, ist Konsequenz: am richtigen Ort, zur richtigen Zeit. Das bewies sie auch, als es um ihre Aufnahme als Kandidat in die SED ging. In der Oberschule konnte man sie trotz ihrer Bitte noch nicht aufnehmen. Sie hatte sich jedoch entschieden, noch einmal um Aufnahme zu bitten. Ihre Eltern sind beide Genossen, in Böhlitz-Ehrenberg, wo sie wohnt, hat sie Vorbilder wie Irma Tulowitz, Genossin Roeder. Ihr Entschluß festigte sich besonders während des Praktikums in der Kinderklinik. Das ewige „allgemeine Gemecker“ einiger Schwestern gefiel ihr nicht. So würde sich nie etwas ändern an ihrer schweren Arbeit. Seit Oktober ist sie Kandidat und wird sicher in diesem Jahr als Mitglied aufgenommen.

Was will Heidrun noch, was liegt ihr am Herzen, wenn sie nicht studiert, lernt, in der Klinik arbeitet?

Da ist auch ihre Arbeit als Kulturfunktionär der Seminargruppe zu nennen. Das zweite Jahr engagiert sie sich schon auf diesem Posten. „Als Medizinstudent darf man nicht eigseitig sein. Gerade weil man so oft zu lernen hat, braucht man einen richtigen Ausgleich.“ Oft ist ihre Funktion kompliziert, denn es gibt da mitunter noch seltsame Ansichten. Heidrun ärgert sich, wenn jemand lieber das Geld bezahlt, um seine Ruhe zu haben, aber dann doch nie eine Theaterkarte nutzt, das fordert Diskussionen heraus. Auf jeden Fall war es für sie eine Umstellung: Vom Studium hatte sie ihre Freunde und ihre Freude im Singeklub in der Schule, den sie leitete. Einige Bilder auf ihrem Schreibtisch, sorgfältig hinter Glas aufbewahrt, zeigen mir, wie schön diese Zeit für sie war. Und Kontakt hat sie heute noch zu einem großen Teil der Klasse. Sie machte auch in Böhlitz-Ehrenberg im Kabarett mit. Heidrun spielt gern Gitarre, besonders lustige Lieder. Das paßt gut zu ihr. Wer nie richtig fröhlich sein kann, ich glaube, der kann auch nie echt traurig sein, der kann die Sorgen und Schmerzen anderer nicht so gut verstehen. Bei Heidrun wird das nie so sein. Da bin ich mir sicher. Und jetzt weiß ich auch, warum sie einmal eine gute Ärztin werden kann.

Brigitte Teichert, FDJ-Rodaktion

